

## **Predigt über Jeremia 17,14**

(Oberkaufungen – 19. So. nach Trinitatis – 7. Okt. 2018)

*„Heile du mich, Herr, so werde ich heil;  
hilf du mir, so ist mir geholfen.“*

Liebe Gemeinde!

Es gibt Zeiten im Leben, da geht es uns so richtig gut. Ja, es gibt sogar Augenblicke, da ist es eine Lust zu leben. Es gibt aber auch die anderen Zeiten. Zeiten, in denen wir uns nicht mehr zu Hause fühlen in diesem Leben. Zeiten, in denen wir uns fremd fühlen, in denen uns auch Gott fremd vorkommt.

Über dreißig bibelstudierende Jugendliche sind im Erdbeben in Indonesien ums Leben gekommen, als die Kirche, in der sie sich befanden, zusammenstürzte. Daneben die vielen anderen hunderte von Toten auf Sulawesi: ca. 1400. Menschen sind verzweifelt.

Aber es muss nicht immer so etwas Dramatisches sein, wenn uns das Leben, wenn uns Gott selbst fremd geworden ist. Es gibt so vieles, das uns unseren inneren Frieden nehmen kann. Es gibt so vieles, das uns umtreiben und uns den Schlaf rauben kann. Es gibt so vieles, das uns das Gefühl geben kann, die Dinge, um die es geht, nicht mehr beeinflussen zu können, ausgeliefert zu sein.

So hat das auch der Prophet Jeremia, von dem im Alten Testament erzählt wird, erlebt. Gegen seinen Willen hatte Gott ihn zum Propheten berufen – mit einer Botschaft, die die Menschen und die Mächtigen vor einem falschen Weg warnte. Wenn sie nicht umkehrten, werde das schlimme Folgen haben.

So etwas predigt niemand gerne. Auch Jeremia tat das nicht gerne. Er fühlte sich von Gott dazu genötigt, gezwungen. Doch er gehorchte. Er richtete diese Botschaft aus. Und geriet dadurch unter Druck. So eine Botschaft wollte niemand hören. Schon gar nicht die, die das Sagen hatten.

Weiter passiert aber nichts. Jeremia hatte Umkehr gepredigt. Er hatte kein Gehör gefunden. Er wartete darauf, dass Gott nun endlich handelte, nun endlich das auch geschehen ließe, was er – der Prophet – angedroht hatte. Doch nichts geschah.

Gott schien nicht zu seinem Wort zu stehen. Er schien Jeremia im Regen stehen zu lassen. Aber nicht nur im Regen. Jeremias Leben war in Gefahr. Seine Gegner machten mobil. Es drohte ihm eine Anklage als falschen Propheten.

Ich denke, wir können gut verstehen, dass das etwas mit Jeremia machte. Und auch mit seinem Glauben. Er war enttäuscht. Er grollte Gott. Er zweifelte. Er war in Unruhe – und er hatte Angst. In der Kirche nennen wir so etwas eine „Anfechtung“.

Jeremia macht eine Anfechtung durch. Sein Glaube war angefochten. Manche von uns werden so etwas auch schon erlebt haben. Vielleicht in einer Krise, in der alles zweifelhaft wurde, was zuvor so gewiss erschien. Manchmal ist so etwas eine akute Situation, die aufbricht wie ein Vulkan. Gestern war noch alles klar, jetzt ist auf einmal alles durcheinander. Nichts scheint mehr so zu sein wie zuvor.

Manchmal besteht eine solche Krise aber auch in einem schleichenden Prozess. Der Boden wird uns immer mehr weggezogen, immer ein Stückchen mehr. Wir versuchen, uns dagegen zu wehren, aber wir merken: Wir haben es nicht in der Hand. Auch das Vertrauen auf Gott schwindet.

In einer solchen Situation droht eine doppelte Gefahr. Die eine Gefahr ist, dass wir uns hängen lassen, dass wir den Mut verlieren und die Hoffnung, dass wir uns zurückziehen und ganz bei uns selbst bleiben – und bei dem, was uns da niederdrückt. Es ist eine depressive Reaktion. Wir begeben uns hinein in die Depression und sagen: „Es hat ja doch alles keinen Sinn. Würde ich weiter hoffen, so würde ich ja doch nur erneut enttäuscht. Ich ziehe mich aus allem heraus. Ich verabschiede mich auch von Gott.“

Die Depression – die eine Gefahr. Die andere Reaktion ist oft die Aggression. Es muss doch jemand schuld sein daran, dass es mir so geht. Und so werden Schuldige gesucht, Sündenböcke. Oft sind das andere Menschen. Oft sind es Minderheiten. Und manchmal ist es auch Gott. Gott als der Sündenbock, der das alles zulässt. Wer so weit gekommen ist in seiner Aggression, der verabschiedet sich auch – von Gott.

Zur Aggression gehört nicht selten der Hass. Und damit bin ich bei der Herausforderung, vor der wir gerade in unserem Land und in unserer Gesellschaft stehen. Die Reden am 3. Oktober haben ja versucht, auf diese Herausforderung zu reagieren. Sie haben gewarnt vor einer Spaltung unserer Gesellschaft. Manche fühlen sich erinnert an die Weimarer Verhältnisse – wir wissen alle, was für ein Unheil damals daraus erwachsen ist.

Wieder werden Sündenböcke gesucht. Jetzt sind es die Flüchtlinge und Migranten. Sie sollen an allem schuld sein. Führende Leute der AfD und ihre Sinnesgenossen machen das ganz geschickt. Sie machen Stimmung. Rechtsradikale und rechte Gewalttäter fühlen sich ermutigt, haben das Gefühl, ihr Denken gewinne immer mehr Rückhalt in der Gesellschaft. Wir sind nicht mehr weit davon entfernt, dass der Gewalt in Worten die Gewalt in Taten folgen wird.

Das alles muss uns wachrütteln. Auch uns in der Kirche.

Woher kommt die Aggression? Ich sehe mindestens zwei Gründe. Der erste Grund hat es mit tatsächlichen Ungerechtigkeiten und Fehlentwicklungen in unserer Gesellschaft zu tun. Zwar wird immer Wohlstand gepredigt, aber es haben nicht alle teil daran. Menschen erfahren sich als abgehängt, als nicht wahrgenommen. Zugleich zeigt die ganze Diesel-Diskussion, welche Macht etwa die Autokonzerne haben. Sie nutzen die Schlupflöcher, die ihnen die Politik gelassen hat anstatt selbst Verantwortung zu übernehmen. Nicht wenige Menschen empfinden das als eine große Ungerechtigkeit.

Mit anderen Worten: das Thema „Gerechtigkeit“ muss auf die Tagesordnung unserer Gesellschaft.

Ich sehe aber noch einen zweiten Grund für die Aggression von Menschen, für ihre Wut. Und das ist ein tiefergehender Grund. Ein Grund, der kaum einmal thematisiert wird. Es ist die eigene innere Unzufriedenheit, das eigene innere Ungeborgensein, das eigene innere Unheilsein, für das man andere verantwortlich macht, für das man Sündenböcke sucht. Und das ist etwas ganz Gefährliches. Hier reichen Maßnahmen zu mehr sozialer Gerechtigkeit nicht aus, hier muss man eine deutliche Schippe tiefer graben. In der Sprache der Kirche: Letztlich geht es hier um eine geistliche Herausforderung. Um eine Herausforderung, bei der es darum geht, aus welchen Quellen heraus sich unser Leben speist, was unserem Leben Sinn gibt und Geborgenheit – auch in schwierigen, ja sogar in schweren Zeiten.

Genau an dieser Stelle wird mir wieder Jeremia wichtig. „Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen.“

Jeremia hätte allen Grund zur Depression und zur Aggression. Aber was macht er? Er wendet sich an Gott. Er lässt Gott nicht los. Er klammert sich an ihn fest. Er bittet Gott um beides: um konkrete Hilfe – und um inneren Frieden, um innere Heilung. Jeremia möchte nicht in der Depression und in der Aggression landen. Er weiß: Gerade in der Anfechtung brauche ich Gott. Sonst lande ich in der Hoffnungslosigkeit – oder in der Suche nach einem Sündenbock.

Jeremia ist mit Gott „per du“. Es besteht eine Beziehung zwischen beiden. Gott ist für Jeremia nicht irgendeine abstrakte Idee, sondern ein Gegenüber. Ein Gegenüber, das er jetzt zwar ganz und gar nicht versteht, aber von dem er weiß, dass er sich an es wenden kann, dass er vor diesem Gegenüber sein Herz ausschütten kann. Ein Gegenüber, das für eine Wirklichkeit steht, die größer ist als das, was Jeremia aktuell bedrängt und umtreibt. Eine Wirklichkeit, die heilen kann, was verwundet ist und unruhig. Nicht Depression und Aggression kann das Ziel sein, sondern Heilung, innerer Frieden – auch in der Anfechtung.

Ich denke an eine Kollegin und Freundin. Nach Jahren hatte sie noch einmal einen Partner gefunden. Alles schien gut zu sein. Sie freuten sich aneinander und auf die gemeinsame Zukunft. Doch dann erkrankt er an Krebs. Vor wenigen Tagen ist er gestorben.

Sie haben die gemeinsame Zeit, die ihnen nach der Diagnose geblieben war, als kostbare Zeit erfahren und gestaltet. Es war eine traurige Zeit, aber auch eine Zeit, von der sie sagt: „Ich bin dankbar, weil wir uns nie so geliebt hätten wie in dieser Zeit.“ Eine andere Äußerung von ihr: „Das Zusammensein hatte eine unglaubliche Tiefe.“

Dankbar sei sie auch, dass sie an Gott glauben und mit ihm sprechen könne. Natürlich weine und hadere sie, aber sie

habe die Hoffnung, ihr Vertrauen zu behalten: „Das Vertrauen, dass gut sein wird, was kommt.“ Nicht Depression, nicht Aggression. Heilung.

Wir haben heute drei Kinder getauft. Sie haben ihr Leben noch vor sich. Manchmal wird es ihnen so richtig gut gehen. Manchmal werden sie sagen können: „Es ist eine Lust zu leben.“ Sie werden aber auch schwierige und schwere Zeiten erleben. Es ist gut, sie darauf vorzubereiten, ihnen sozusagen ein Rüstzeug mitzugeben, damit sie in solchen Zeiten nicht in der Depression landen und auch nicht in der Aggression, sondern bei dem, zu dem Jeremia beten konnte: „Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen.“ Amen.